

STEFAN SPRANG



HENRY BECKER
UND DER SOMMER
DER ERINNERUNG

ROMAN



Stefan Sprang

Henry Becker und
der Sommer der
Erinnerung

Roman



Roman

**Sprang, Stefan: Henry Becker und der Sommer der Erinnerung.
Hamburg, Größenwahn Verlag 2021**

Originalausgabe 2021

eBook: ISBN 978-3-95771-302-5

ePub: ISBN 978-3-95771-301-8

ISBN: 978-3-95771-310-0

Lektorat: Sewastos Sampsounis, Frankfurt a. M.

Korrektorat: Sophia Krämer, Frankfurt a. M.

Satz: metiTec Satzsystem, me-ti GmbH Berlin

Umschlaggestaltung: Annelie Lamers, Größenwahn Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Der Größenwahn Verlag ist ein Imprint der Bedey Media GmbH, Hermannstal 119k, 22119 Hamburg und Mitglied der Verlags-WG: <https://www.verlags-wg.de>

© Größenwahn Verlag, Frankfurt am Main 2021

Alle Rechte vorbehalten.

<https://www.groessenwahn-verlag.de>

»O sink hernieder, Nacht der Liebe,
gib Vergessen, dass ich lebe;
nimm mich auf in deinen Schoß,
löse von der Welt mich los!«
»Tristan und Isolde«, Richard Wagner

»Leben heißt Strümpfe häkeln nach freien Vorgaben. «
»Das Buch der Unruhe«, Fernando Pessoa

»Endzug: der Armzug liefert die letzte Beschleunigungsarbeit.
Ausheben: durch scharfes Herannehmen der Hände entsteht
das ›Loch‹ hinter dem Blatt, das mit dem Herunterdrücken
der Innenhebel das spritzerlose Ausheben ermöglicht.«
»Rudern: Training – Technik – Taktik«, Walter Schröder

Für alle, die mit mir unterwegs sind, und jene, die es einmal waren – besonders für meinen im Dezember 2020 verstorbenen Papa

Für das unfassbare Team, mit dem ich vor Ewigkeiten im Gig-Doppelvierer das „Blaue Band der Weser“ gewonnen habe: Für Arndt, Guido, Martin und Oliver am Steuer

Für Julia, Till & Victoria Sophie, die noch viele Meter machen müssen auf ihrem Weg in das, was einmal gewesen sein wird

Für alle, die immer aufs Neue begründen, was mir Heimat ist

Danke, Mama!



Kurze Bemerkung zu Henrys Sommerzeit

Der Sommer in diesem Roman ist ein außergewöhnlicher, denn er hat keine Jahreszahl, er ist ein zeitloser, ein Sommer, wie er einmal war oder hätte sein können, ein Sommer, durcheinander geworfen aus vielen Sommern. Keine Frage, wer sich in der neueren Geschichte des Ruhrgebiets auskennt, der wird das Geschehen in einer Szene genau datieren können: Aber so wie Henry Becker dort über eine gesperrte Autobahn geht und weiter durch seine Erinnerungen, so ist er auch in einem Sommer unterwegs, wie er erst noch kommen könnte.

Prolog

Der Sommer beginnt, als Henry Becker feststellt ...

... weg, einfach weg ist sie, verschollen, verschwunden, komplett von dannen, Knall auf Fall.

Er steht da am Küchenfenster, ein Ochs vorm Berge, und kann es nicht begreifen. Geht er einer optischen Täuschung auf den Leim? Hat er ein medizinisches Problem, das für umgekehrte Halluzinationen sorgt, bei denen man nicht etwas sieht, was nicht da ist, sondern etwas, das da sein muss, nicht mehr erkennt? Da ist Henry heimgekommen, um sich mit einem gut gekühlten Pils auf den Balkon zu setzen, ein bisschen vor sich hin picheln. Mal wieder etwas aus dem Kopf bekommen, denn glücklich ist, wer vergisst. Jeden Tag gibt es etwas, das Henry schnell vergessen möchte. Heute den Anruf seines Bankberaters, mein lieber Schwan, was für einen Oberleutnantston der Bramsch von der »Vereinigten Bank« plötzlich am Leib gehabt hatte. Henry hatte förmlich sehen können, wie die Adern am Bramschen Hals anschwellen und das Blut ins butterige Pennälergesicht pumpen. Auf keinen Fall dürfe er den nächsten Termin versäumen, das sei kein Rat, sondern ein klarer Bescheid. Am Ende hatte Herr Bramsch geschrien getreu dem Motto, dass, wer schreit, Recht hat.

Aber das, was diesen ätzenden Geldgeier zur Weißglut gebracht hatte, das ist jetzt ausnahmsweise nicht Henrys Not. Zumindest nicht hier, nicht jetzt. Er stellt die Bierflasche auf die Spüle, macht die Tür auf, die

von der Küche zum Balkon führt, und tritt hinaus. Die Hände gestemmt aufs Blech der aufgeheizten Balkonbrüstung schaut er und schaut vergebens.

»Was ist das denn für eine verdammte Scheiße?«

Sein Fluch rollt und poltert durch den Innenhof. Die Antwort: Brodelnder Husten und eine weiße Dampfwolke vom Balkon schräg rechts. Weil Herr Szép schon mit Ende fünfzig eine üble Atemwegserkrankung hat, von COPD hat er neulich gesprochen, dampft er jetzt »elektro«. Weil er nicht groß ist, kann Henry hinter einer Phalanx aus rosa Geranien im Wesentlichen nur den Kopf sehen. Eine Nase ragt hervor, ein blauroter Vorsprung unter getönter Pilotenbrille.

Henry kann nicht viel anfangen mit dem Mann, mit dem er gefühlt ewig auf einer Etage wohnt. Aber um eines beneidet er ihn: den Trainingsanzug. Dunkelblau, leuchtend weiß die drei Streifen, das Dreiblatt-Logo auf der Brust und auch der Reißverschluss. Dazu die Steghose, alles mindestens 80er, vielleicht älter. Festgewachsen an Herrn Szép. Als Junge hatte Henry genauso einen Anzug gehabt.

»Wenn sie ihren Briefkasten mal leeren würden, wüssten sie's.«

Bei seiner Gemütslage kann Henry eines nicht gebrauchen: Oberlehrer können ihn gerade mal kreuzweise.

»Hab' den Schlüssel verloren.«

»Hatte ich auch schon. Nehmen sie eine kleine Nagelfeile. Geht.«

Würde ihn in den nächsten Minuten der Schlag treffen, eines will Henry dann doch nicht: dumm sterben.

»Lassen Sie mich nicht dumm sterben. Was ist los?«

»Die Verwaltung von den neuen Besitzern, die haben uns geschrieben. Hab' erst gedacht, aha, jetzt wollen die

Schweizer Heuschrecken mal schön die Miete erhöhen. War aber wegen der Renovierung.«

Henry atmet tief ein und sehr langsam wieder aus.

»Welcher Renovierung?«

Herr Szép wird zum bellenden Seehund, hustet sich aus und dampft wieder »elektro«. Henry sieht seidenweiße Wölkchen verwehen. Ein Hauch von Vanille schwingt mit.

»Na, der ganzen Fassadenrenovierung. Neuer Anstrich, pipapo, auch die Balkone kommen dran, neuer Boden, alles vom feinsten. Da wollen'se dann demnächst ein Gerüst für aufbauen. Deshalb musste der Baum weg. War anscheinend im Weg. Hab' das jedenfalls so verstanden. Hier ist ja Privatgrundstück, und soviel ich weiß, da gilt die Baumschutzverordnung nicht. Oder andernfalls ...«

Erst Dampf, dann Husten.

»... na ja und überhaupt, wenn Sie mich fragen, ich sach' mal, die ...«

Aber Henry hat auch etwas zu sagen und brüllt es heraus:

»Das können die doch nicht einfach machen!«

Der Nachbar wartet, bis im Innenhof wieder sommerlich laue Klangwelt herrscht. Das Geräusch eines Fensters, das gekippt wird, gedämpfte Radiomusik, eine gurrende Taube auf dem Balkon links.

»Können'se aber. Sehen'se doch. Mensch, war das 'ne Aktion. Wollte gerade Mittagsschläfchen machen. Aber die Jungs hatten was drauf. Ratzfatz ging das. Ist ja gar nicht so einfach hier im Hof. Ich hab' vom Fenster ein bisschen zugeguckt, weil Schlafen war ja nich'. Wie die da zu Werke gegangen sind, Donnerlüttchen, so arbeiten Profis. Und dieses Sägen, das geht einem durch Mark

und Bein. Aber ganz schlimm ist dieses Ding, diese Fräse, na Sie wissen schon ...«

»Häcksler heißt das.«

»Jau, genau den meine ich. Das glauben'se nich', das war ein Geräusch, wie als ...«

Henry will nicht wissen, wie sich der Lärm angehört hat, mit dem die Männer in die Sägeschlacht gezogen sind. Aber dann sieht er doch alles vor sich in seinen grausamen Einzelheiten, die grünen Overalls, die gelben Helme, die frisch geölten Geräte, mit denen die Typen losgelegt hatten, um Kleinholz zu machen, aufgepumpte Naturburschen, die abends noch als Stripper auftreten. Unten im Hof erkennt Henry noch den hellen Stumpf und ein paar Späne.

Herr Szép hat sich warm geredet.

»Na ja, es hat auch was Gutes. Mehr Licht für meine Geranien. Weniger Ungeziefer und ...«.

»Ist ... mir ... scheiß ... egal.«

Die Taube hebt sicherheitshalber ab. Kein Husten. Kein Dampf. Ein Moment grimmiger Ruhe. Aber Herr Szép ist und bleibt Herr Szép.

»Mannomann, kommen'se mal wieder runter. Wat wech is', is' wech, da machen'se nix. Wissen'se doch, was die ollen Römer gesagt haben. Alles fließt und nix ist für die Ewigkeit. In diesem Sinne Glück auf!«

»Die alten Griechen, das mit dem Fluss waren die alten Griechen«, will Henry herüberschreien, aber Brille, Nase, Dampf sind verschwunden.

Allein steht er auf seinem Balkon, Henry Becker im milden Abendlicht. Ein zarter Luftzug streift ihn, ein Murmeln von hier und da, Spuren von Stimmen und flinken Geräuschen, gemacht für das Finale eines schö-

nen Tages im Juni, könnten ihn besänftigen. Aber für Henry ist das kein schöner Tag mehr. So sehr hatte er sich darauf gefreut, mal wieder ein bisschen zu quatschen mit seiner Freundin der Lärche, die so still sein konnte, aber stets weise war. Zum Greifen nah hatte sie sich vor seinem Balkon gereckt. Henry – muss er denn jetzt schon in der Vergangenheitsform sprechen? – liebt sie, hatte sie geliebt mit ihren dünnen, melancholisch hängenden Ästen und den weichen Nadeln, die sich in Bündeln sammelten. Im Sommer hatte sie Schatten gespendet und diese Seite der Wohnung kühl gehalten. Darum war genau das sein Plan gewesen: Wohnungstür auf, durch die kleine Diele marschieren, rechts in die Küche abbiegen, gleich links aus dem Kühlschrank eine Flasche »Stauder« angeln, geradeaus weiter, raus auf den Balkon. Nichts anderes hatte er gewollt als sich dort hinzusetzen. Sich zu vertiefen in Grün und Braun, das auf den ersten Blick verwirrende Dickicht der Äste, Nadeln und Zapfen und der auf den zweiten Blick immer abstrakter werdenden Struktur. Die äußerlich graubraune Borke am Stamm wollte er betrachten, um sich zu verliehen in den rotbraunen Furchen zwischen den Schuppen. Sitzen und betrachten, bis jener Zustand eintrat, als habe man drei Pillen zu viel von einem rezeptpflichtigen Schmerzmittel geschluckt. Sitzen, bis er zu glauben vermag, dass die Lärche auch in ihn hineinschaut.

Henry Becker hat keinen Plan B. Warum auch? Warum hätte er damit rechnen sollen? So steht er da. Kann nur schauen und schauen und schauen. Aber je länger er da querfeldein schaut, desto mehr wird aus Schemen, Konturen, Farbflecken und Lichtreflexen etwas. Ein Panorama tut sich auf. Das macht ihn neugierig. Er richtet sich auf, hebt die flache Hand mit stramm gestreck-

ten Fingern auf Brauenhöhe an die Stirn, den Daumen presst er an die rechte Schläfe, die Geste des Seefahrers im Krähenest, der Blick gegen die untergehende Sonne geschirmt. Erste Einzelheiten kann Henry Becker nun ins Auge fassen, so unvermutet aufgetaucht, so vorerst fremd und deshalb verlockend. Luftholen nicht vergessen, er ist jetzt geradezu angespitzt. So schlicht, so ergreifend sieht er die Hinterhoffassaden der Häuserzeile gegenüber. Ein Blick in eine unbekannte Galaxie. Wäre er ein geübter Golfspieler, er könnte die Entfernung abschätzen. Aber den Kurs, den er begonnen hatte, um irgendwann gewinnbringende geschäftliche Kontakte anzubahnen, hat er nicht fortgesetzt. Dem Rasen konnte man es nicht antun, und auch nicht dem eigenen Rücken, in dem es zu oft geknackt hatte beim dynamischen Durchschwingen. Also muss Henry raten. Über vielleicht hundertfünfzig, vielleicht auch zweihundert Meter, mehr kann es doch nicht sein, kann er ungehindert schauen.

Rechts, auf halber Strecke, hinter der Ziegelmauer, die den ersten Hof abschließt, ragt eine dunkle Pyramide hervor. Gelbgrüne Flecken und Flatschen auf rötlichen Schindeln. Moos und Flechten auf dem Dach des Backhauses, das im Hof liegt wie ein erratischer Block. So nennen das die Experten, ein gemauerter Findling, erzählend von röschen Brötchen, französischem Stangenweißbrot, aber auch feinem deutschen Speckbrot, gebacken nach geheimen Rezepten. Daneben der amtlich hoch gemauerte Schornstein.

Aber da raucht nichts mehr, alles ist längst bröckelnde kalte Vergangenheit. Aus der Ofenasche wird keine neue Glut entstehen, wer weiß schon noch, was ›rösche‹ meint. Jedenfalls wird hier nie wieder jemand rösche

Brötchen backen oder französisches Stangenweißbrot, dessen Namen Henry als Kind immer falsch betonte: Lang auf der ersten Silbe, als ekelte er sich ein wenig vor dem »Baah-gett«. Dabei hatte er es von Anfang an gemocht, ohne Butter aber dick mit Erdbeermarmelade, hatte es liebend gerne in großen Mengen abgeholt mit dem Einkaufsroller bei der »Bäckerei Dinsing«, der ersten Adresse im Essener Südviertel.

»Na, da ist ja wieder der Zwiebelmercedes-Chauffeur. Hast'e denn schon einen Führerschein?«, hatte die Verkäuferin jedes Mal gefragt. Henry hatte geantwortet:

»Brauch' ich doch gar nicht. Ich fahr' nur auffem Gehweg.«

Auf diese Tour durfte er immer dann gehen, wenn Mama eine exklusive Einladung gab für engste Geschäftsfreunde und beste Kunden von »Assekuranz Becker – zuverlässig seit 1965«.

Vor dem Rückmarsch hatte die so blonde wie breite Verkäuferin Henry Bruchkeks in die Hand gegeben. Den hatte er erst in Ruhe geknabbert, um dann wieder loszutigern zur Schinkelstraße. Nur ein paar hundert Meter weiter weg stand die Villa, wo der Bundespräsident wohnte. Manchmal wählte Henry seinen Rückweg so, dass er dort vorbeikam. Dann blieb er stehen vor dem Haus und starrte. Denn der Bundespräsident, das war der oberste Mann im Staat, hatte man ihm erklärt. Henry versuchte jedes Mal vergeblich, hinter den Fenstern zu erkennen, ob der Mann, der im Fernsehen mit seiner Brille, den Falten und grauen Haaren wie ein lieber Großvater aussah, daheim war. Aber nie hat er ihn leibhaftig zu Gesicht bekommen.

Wann die »Bäckerei Dinsing« geschlossen hatte, daran kann er sich nicht mehr erinnern. Geblieben sind das

Backhaus im Hof und der Verkaufsraum zur Straße. Im Fenster stehen und liegen jetzt Farbtafeln, ein Ständer ist zu sehen mit Mustern verschiedener Laminat-Dekors, dahinter das chaotische Büro des Malerfachbetriebs.

Aber Henry will loskommen von den Erinnerungen, verlockend wie von Mama angesetzte Limonade, heillos sauer, himmlisch süß aus einer Vorwelt, magnetisch, wie das Lachen des Nachbarmädchens Anna, wenn es im Garten ein Rad geschlagen hat, einer Vergangenheit, die besser war, weil alles aus Holz war und jedes Stangenweißbrot Kunsthandwerk.

Henry ist wieder voll in der Gegenwart, seine Netzhäute wandeln Licht zu Nervenimpulsen, aus denen das Gehirn präzise jenes so überraschende Bild macht: Da drüben, die Balkone, die Balkontüren und vor allem Fensteröffnungen, wie klein die wirken von hier aus, so unscharf aber mit einem Glanz, der ist unwiderstehlich, verheißungsvoll und einfach schön. Wie Schaukästen in einem Museum, in die Wand eingelassen, darin in gedämpft gelbem Licht ein archäologisches Fundstück, eine Münze, eine Scherbe, ein Relikt, zwei Jahrtausende alt oder älter, übrig geblieben aus dem Leben einer rätselhaften Zivilisation. Aber hier: lebendige Gegenwart, pulsierend und sprechend und schnaufend hinter den Scheiben.

Henry will genauer sehen. Er dreht sich auf dem Absatz herum, geht durch die Küche und biegt rechts ab in sein zweites Wohnzimmer. Er stürmt zu auf die schwarzweiße Schrankwand, so in die Jahre gekommen, dass sie wieder angesagt ist.

In irgendeinem Fach, einer Schublade muss es liegen, das »Zeiss«-Jagdfernglas. Ein Erbstück von Onkel Paul, hochgradiges Ski-Ass und noch dazu Eisstockmeis-

ter. Henry, der Ergriffene, der so vieles nun sehen will, öffnet Türen, zieht Schubladen auf, ignoriert, was sich häuft und drängt und überlagert, Habseligkeiten, hinüber gerettet aus mutmaßlich paradiesischen Zeiten, in denen er gerade noch unterwegs gewesen war. Seine großen Hände wühlen und folgen schließlich einer Eingebung. Das Barfach. Weil er keine harten Sachen trinkt, wenigstens bis jetzt noch nicht, hat Henry Fotoalben, Briefbündel, Schulhefte, in denen er versucht hatte, als Teenager Tagebuch zu führen, mit Reisesouvenirs und geliebtem Krimskrams in das Fach gequetscht. Und da ist es dann auch, das Fernglas, groß, schwer und sauteuer, dafür lichtstark auch in der Dämmerung und mit achtfacher Vergrößerung. Als zähle jede Sekunde, um nicht den Blick auf sagenhaft scheues Wild zu verpassen, reißt Henry den Lederköcher hervor, merkt dabei aber nicht, wie er dem blau-weiß-roten Wurfsegler aus Styropor einen Flügel abbricht. Greta hatte ihn damals mitgebracht von ihrer Amerikareise. Die drei Wochen hatten erst nur einen feinen Riss bedeutet in ihrem gemeinsamen Raum-Zeit-Kontinuum. Daraus war bald ein Wurmloch geworden, das alle Gefühle aufgesaugt hatte, um sie verschwinden zu lassen im Nirgendwo. Aber auch damit hält Henry sich nicht auf, er läuft zurück auf den Balkon, setzt das Glas an, justiert die Schärfe und beginnt mit der Planmäßigkeit eines Naturbeobachters wie auch hoffnungsfrohen Spanners das Terrain zu erkunden: zu lang nicht gewaschene Gardinen, im Stile des Herrn Szép weitere mit Geranien bepflanzte Balkonkästen aus terrakottafarbenem Plastik, wie kleine Stoffwimpel wedeln Wickenblüten in einer verirrtten Brise, auf der Fensterbank da innen drin, im Obergeschoss, ganz klar, eine Orchidee. Aber ob echt oder

gefakt, das kann Henry nicht entscheiden. Etage für Etage sucht er ab, schwenkt zurück, wenn etwas unklar zu bleiben droht. Das muss wieder ein Badezimmer sein, Undurchsichtigkeit erwünscht, also weißes Ornamentglas für den Sichtschutz. Bei Glas und vor allem Glasbruch kennt Henry sich aus. Weiter, daneben, eine Küche? Kein Basilikum auf der Fensterbank. Dafür ein Schattenriss wie aus einem Scherenschnittspiel, das allein für Henry aufgeführt wird. Eine Frau, sie hat einen Pferdeschwanz, sie hält etwas auf dem Arm, das sich bewegt. Das kann nur ein Kind sein, ein kleines, ein Baby, dem sie noch das Köpfchen halten muss. Und als wüsste die Sonne, dass es einen Zuschauer gibt, holt sie aus der Trickkiste einen spektakulären Effekt, projiziert ihn auf die Fensterscheibe. Eine goldene Aura legt sie rund ums Profil Mutter mit Kind, das jetzt leicht zittert in der Optik des Zeiss-Jagdfernnglases. Vielleicht sieht Henry auch nur, was er sehen will, nun doch eine klassische Halluzination, etwas Erfreuliches, das alle Übel dieses gebrauchten Tages lindert.

Aber dann geht auf einmal allen Farben die Kraft aus, unter die Dachkante drüben ist die Sonne geraten, kein Rand mehr, der Schein wirft. Henry nimmt das Fernglas herunter. Sehr viel Kühles umzingelt ihn plötzlich. Aus dem Seefahrer im Ausguck ist der Kapitän geworden, der als letzter an Bord geblieben ist und »S. O. S.« funkt.

Die Lärche, die da seit Jahr und Tag vor seinem Balkon gestanden hat, ist weg. Ist verschwunden in der »Niemaligkeit«, wie Henry es nennen will, ist für immer und ewig abgeholt. So oft hat er vom Fenster aus die Eichhörnchen beobachtet, wie sie schwerelos durch die Äste geturnt sind. Im Winter hat er Nüsse und Obststücke für

sie ausgelegt auf der Balkonbrüstung. Müssen sich die Klettermaxe also eine neue Heimat suchen. Vielleicht taugt der Baum einen Hof weiter beim Backhaus. Dürftig sieht er aus und nicht wirklich würdig. Nicht wie seine Lärche. Die, das fällt Henry auf, gar keinen Geruch hinterlassen hat. Von unten herauf müsste man doch noch frisch gesägtes Holz riechen.

Er will sich damit nicht abfinden, er muss etwas tun, eine Zeremonie für die skrupellos umgelegte Freundin, die an ihrem Platz wahrscheinlich länger gestanden hat, als es einen Henry Becker gibt. Etwas tun, ein Zeichen setzen. Er marschiert los, greift sich sein Feierabendbier und findet schnell, was er gesucht hat. Die schlanke grüne Schachtel mit den Räucherstäbchen, Zedernholz, immerhin. Dazu das marokkanische Silbertablett mit den fein ziselierten Blumenornamenten, ein Geburtstagsgeschenk von Greta. Henry richtet es auf der großen Tischplatte aus. Genau in die Mitte des Tablett kommt die kleine Kachel für das Räucherstäbchen. Henry nimmt einen großen Schluck warmes Bier, wartet einen Moment, reißt das Streichholz an, hält es an die Spitze des Stäbchens, bis sie entflammt. Dann pustet er leicht dagegen, rot glüht es, und schon steigt der Rauch auf, gerade auf den ersten Zentimetern, konzentriert und ungerührt, aber dann, auf einmal, treiben die Partikel auseinander, Wirbel bilden sich, anmutige Verschlingungen sterben dahin in losen Fetzen.

Henry sitzt reglos, schaut und sieht auf sein Leben. Hinter dünnen Wänden bellt ein Seehund. Dann fällt ein Aschewürmchen aufs Tablett.

Sommer

Es muss sein. Und Herr Szép kann ihn mal, auch wenn es auf Mitternacht zugeht. Henry hat aufgedreht. Aus den Soundtürmen windet sich schlangengleich Verklärung. Gewitterschwerer Dunst schwebt, alles schwillt an. Nichts anderes will Henry Becker, der Ratlose, zu Schülerzeiten Rudertalent und Träger des »Blauen Bandes der Weser«, heutzutage Versicherungsmakler vorm Knock-Out: untergehen im hypnotischen Überrasch.

Den großen gelben Sessel hat er in die Mitte des Raumes geschoben, der lang sich streckt und noch breiter sein könnte. Nur die beiden japanischen Papierlampen in den Ecken lässt Henry leuchten, Lichtkokons auf drei schwarzen Stelzen.

Henry sitzt und hört auf Endlosschleife in tropischer Nacht. Schweiß läuft von seinem kahlen Kopf, dunkler geworden sind die orangenen Hibiskusblüten auf seinem Lieblingshawaiihemd. Das »Stauder« kühlt kaum. Isolde singt.

*»In dem wogenden Schwall,
in dem tönenden Schall,
in des Welt-Atems
wehendem All ---
ertrinken,
versinken ---
unbewusst ---
höchste Lust!«*

Henry kann es sehen. Isolde sinkt in Brangänes Armen sanft auf seine Leiche. Rührung und Entrücktheit unter den Umstehenden. Marke segnet die Toten. Der Vorhang fällt.

Sie hatte nichts übrig gehabt für »Tristan und Isolde« und sowieso nichts für Wagner. Überspannt, effekt-hascherisch, laut, schlicht: pathetische Sülze. Das war ihr Urteil.

Dabei liebte Greta Opern. Und sie liebte älteste Altertümer. Und Henry Becker, den hatte sie wohl auch geliebt. Denn das hatte sie immer wieder gesagt. Aber der erste Satz, den er von ihr gehört hatte, das war eine Frage gewesen:

»Die Flöte ist schon erstaunlich, oder?«

Schreck oder Schock, Henrys Physiologie hatte sich im Bruchteil einer Sekunde verändert. Haargefäße verengten, Skelettmuskeln verhärteten, Adrenalin sprudelte. Diese Frage kam so überraschend wie sie weit vordrang ins Obszöne. Henry glaubte Geräusche zu hören, die sein Körper erzeugte, ein Gluckern aus dem Bauchraum, das Knarzen eines Muskelstrangs, aber da war nichts dergleichen. Oder Greta wollte es nicht bemerken. Lautlos wie eine Ninja-Kriegerin war sie plötzlich aus dem Nichts in seinem Rücken aufgetaucht, hatte sich neben ihn geschlichen, einen Moment gewartet, hatte sich liebenswürdig vorgebeugt und ihm eben diese Frage gestellt:

»Die Flöte ist schon erstaunlich, oder?«

Welche Flöte meinte sie? Henry musste eine Entscheidung treffen, die Situation verlangte ihm alles ab an Schlagfertigkeit, die Antwort konnte Sieg oder Niederlage sein. Fight or flight. Für Flucht war es zu spät. Henry wäre ohnehin sogleich gestolpert über Gretas

schwarz bestrumpftes Bein, das sie ihm in den Weg gestellt hatte an diesem Freitagnachmittag im »Römisch-Germanischen Museum«.

Nach dem Mittagessen hatte Henry Schubladen und Schränke verschlossen, hatte geduldig gewartet, bis der Rechner runtergefahren war und sich freundlich von der neuen Pförtnerin verabschiedet. Er arbeitete bei der »Rheinischen Versicherungs-AG« in Köln. Sein Büro war in der vierten Etage eines Betonriegels an der Siegburger Allee, rechts vom Fahrstuhl zwanzig Meter gehen und dann gleich hinter der Teeküche anklopfen. Henry Becker wusste viel über Assekuranzen, am meisten über Autoversicherungen und in diesem Moment sehr wenig darüber, was er mit dem Rest des Tages anfangen sollte. Also hatte er beschlossen, das »Römisch-Germanische Museum« anzusteuern. Eine neue Ausstellung hatte geöffnet mit Fundstücken aus der Region. Aber nicht die allein zogen ihn an, obwohl er schon neugierig war auf Entdeckungen aus dem Meeresgrund der Zeit. Henry mochte den Sound von Museumssälen, der ihm umso lieber war, je weniger Besucher ihre Kreise zogen. Wenn es nur noch ein Rauschen war, dann fühlte er sich endgültig enthoben und sicher. Es war nicht die vollkommene Ruhe, aber auf der Skala so weit entfernt vom rasselnden Atmen und Rattern des Lebens draußen. Ab und an ein Stimmfetzen, ein Kieksen, ein unterdrücktes Niesen, eine zu ungestüm aufgesetzte Ledersohle. Und wenn man noch genauer hinhörte, war da auf einmal die Sprache der Bilder oder alten Exponate. So ein Wispern und Tuscheln und Zischen, ihr Dialekt, gefärbt von der Zeit, die sie überstanden hatten. Das Leben war so alt, aberwitzig alt, wenn man sich die Zahlen anschaute, da konnte man Panik bekommen, oder musste ganz ruhig

werden, weil die Dimensionen so verrückt waren, dass man selbst am Ende mit seinen zweieinhalb Milliarden gelebter Sekunden und siebzig Liter vergossener Tränen und vielleicht dreieinhalb Tausend verbrauchter Rollen Klopapier, dass man da im Gesamtbild wenig bedeutend war und darum die Ruhe bewahren konnte, obwohl ...

Aber jetzt war Schicht im Schacht mit der Grübelei. Greta, Museumsführerin auf Teilzeitbasis, hatte ihn gestellt vor dem Exponat 145 »Flötenspielerender Zwerg aus Bronze, römischer Geräteaufsatz, Köln.«

Der kleine Mann stand allein in einer Vitrine auf schwarzem Filz, vollendet beleuchtet, auf dass jedes Detail plastisch fassbar wurde. Vielleicht ein Hirte? Jedenfalls spielte das Bürschchen auf einer Doppelflöte mit zwei Röhren. Grotesk sah er aus mit diesem Kegel als Hut auf einem überdimensionalen Kopf. Das alles aber war nicht der Grund für Henrys Befinden und die besondere Note in Gretas Frage. Der Zwerg war splitterfasernackt. Und das, was er zwischen den Beinen hatte, war überdimensional. Und damit eigentlich weit mehr als eine Flöte, fast schon im Format einer Tuba. Aber wenn man wollte, konnte man natürlich von einer »Flöte« sprechen.

»Meine Kollegen haben den putzigen Kerl bei Ausgrabungen in einer Bodenschicht des römischen Hafens gefunden. Das heißt, eigentlich waren erst mal die U-Bahn-Bauer vor Ort. Er müsste aus dem ersten Jahrhundert nach Christus sein. Belegen jedenfalls andere Funde. Ist massive Bronze. Was glauben Sie, wie groß er ist?«

»Tja, also, wer ... also, was, was soll man da, wie ... Ich lege mich fest. Acht Zentimeter!«

»Exakt 5,4 Zentimeter. Der Zwerg an sich.«

Henry hatte Greta aufmerksam angeschaut, aber da hatte sich nichts bewegt in ihrem Gesicht, ihre Stimme hatte den technisch klaren Ton einer Museumsführerin behalten. Von Anfang an spielte sie nach ihren ureigensten Greta-Regeln. Aber es gab ihn, den Ball, den sie leichtfüßig in sein Feld gelupft hatte. Henry hatte sich ein Herz gefasst und ihn zurückgespielt so einfallsreich wie möglich.

»Maßstabgerecht ist das aber hoffentlich nicht?«

»Sagen wir so. Darum ging es dem Künstler nicht. Das Glied war unverhältnismäßig vergrößert, damit die Zeitgenossen Anlass für Spott und Gelächter hatten.«

»So ändern sich die Zeiten.«

»Wobei, wenn ich das anfügen darf, diese Anomalie und deren Zurschaustellung im Leben wie in der Kunst zur Belustigung bei Festen diente. Galt auch für Buckel und andere Gebrechen, da haben die alten Römer wenig Unterschied gemacht.«

»Darf ich fragen, was es mit dem Stock, dem Pfahl, dem Ding da in seinem ..., also, Sie wissen schon.«

»Hat dazu gedient, unseren Zwerg in ein Gefäß oder in ein Möbelstück, vielleicht in ein Tischchen oder in einen Lampenständer zu stecken.«

»Und dann konnte jeder rund um die Uhr die Flöte sehen?«

»Sie meinen jetzt aber den Bolzen?«

»Es könnte ein Dreikant sein.«

»Gehen Sie ruhig näher ran. Ich finde, es korrespondiert mit dem Hut. Mehr ein Konus.«

»Der Hut ist albern.«

»Es ist ein Kölner. Die sind hier halt so, Karneval, komische Verkleidungen und kuriose Flöten. Ich hoffe, Sie sind nicht von hier?«

»Nein, ich bin nicht von hier. Und ich hasse Karneval.«

»Hui, da haben wir was gemeinsam. Ich komme aus Mülheim an der Ruhr.«

»Na so was! Und ich aus Essen an der Ruhr.«

Von irgendwoher war ein Licht auf Greta gefallen. Oder glühte sie plötzlich aus sich heraus? Als sei eine alte Prophezeiung übererfüllt worden, verlor der Klang ihrer Stimme die sicheren Konturen, die Worte scherten aus und flatterten, wenn auch nur leicht.

»Da sind wir also quasi Nachbarn und treffen uns ausgerechnet hier am Rhein, wenn das nicht Schicksal ist!«

Schicksal war das eine, das andere: Der Sack wollte zugemacht werden, Henrys Part. Aber das erforderte eine Kraft. Und die kam, Gott sei Dank, plötzlich über ihn. Aus Schock und Schrecken war Schneid geworden. Seine Stimme, jetzt so tief gelegt wie möglich.

»Vielleicht haben wir noch mehr Gemeinsamkeiten?«

»Was könnte das sein?«

»Ich habe Feierabend. Und Sie?«

Greta hatte auf dem »Wendt« bestanden – »wegen des Interieurs«. Ausgesprochen hatte sie es übertrieben nasal, eine kleine Parodie, aber dass sie lange Zeit in Paris gelebt haben könnte, jeder hätte es ihr abgenommen.

Sie selbst war eindrucksvoller komplementärer Kontrast zum altrosafarbenen Überschwang des Cafés. Denn tannengrün war Gretas kurzärmelige Satin-Bluse mit Kragenschleife, ein Modell, von dem Henry nicht hatte sagen können, ob es tatsächlich noch aus den Sechziger Jahren stammte, oder tauf frisch nach einer modischen Idee von einst zugeschnitten war. So wie der schwarze Bleistiftrock, der Greta nötigte, kleine aber feine Schritte zu machen. Eleganz nicht ohne Selbstgefälligkeit. Hen-

ry, der immer noch die kantigen Bewegungsabläufe des ehemaligen Ruderers besaß, bewunderte einfach nur.

Sie bestellte einen Cappuccino und ein Stück Rhabarbertorte. Henry nahm das Gleiche.

»Lassen Sie mich raten! Sie sind also bei einer Versicherung? Dann kann Ihr Name doch nur ›Kaiser‹ sein?«

»Das ist der von der Konkurrenz. Ich darf mich vorstellen, bei der ›Rheinischen Versicherungs-AG‹ heißt man Becker. Anders als der Kollege habe ich sogar einen Vornamen. Henry. Henry Becker. Arbeite allerdings im Innendienst. Kraftfahrzeugversicherung, Policen im Spezialbereich Fuhrparks und Landmaschinen.«

»Na, so was. Wie ein Stubenhocker sehen Sie nicht aus.«

Ihr Lidschatten schimmerte bemerkenswert im Licht der Kristaldeckenleuchten. Er war perfekt abgestimmt auf das Tannengrün. Ihre Frisur erinnerte an alte Fotos. Waren das Wasserwellen? Oder einfach nur große dunkle Locken, weich um den Kopf drapiert, das Gesicht rahmend bis auf zwei Strähnchen, die Greta links und rechts in die weiße Stirn fallen ließ. Vor ihm hätte eine Zeitreisende sitzen können, eine, die hier in der Zukunft spionierte, um dann in ihrem Jahrzehnt an der Schraube zu drehen, auf dass es anders komme für sie, nämlich besser, im Allgemeinen aber auch Besonderen. Aber vielleicht war es auch alles gut genug für sie, was sie hier vor sich hatte. Der Mann zum Beispiel, den sie schon so oft gesehen hatte an Freitagnachmittagen in ihrem Museum. Und der, wie er jetzt zugab, nahezu philosophische Probleme wälzte.

»Ist bei der Haftpflichtdeckung eines Traktors auch der Einsatz bei Brauchtumsveranstaltungen wie Kirchweih oder Fastnacht zu berücksichtigen? Und soll die Traktor-Teilkasko das Arbeitsgerät auch absichern bei

Zusammenstoßen des in Fahrt befindlichen Fahrzeugs mit Tieren?«

Aber Henry, das erklärte er so anschaulich wie möglich, hatte immerhin Befugnisse. Er konnte entscheiden, inwieweit Anbauteile und deren Nutzung mitversichert wurden, als da unter anderem wären Ballenzange, Blockschneider, Düngerstreuer, Feldhäcksler, Güllemixer, Kreiselegge, Mähbinder, Rübenroder, oder, dem Namen nach sein Liebling, der Gurkenflieger.

Greta hatte die Gabel mit einem letzten Stück Rhabarbertorte kunstvoll auf dem Teller abgelegt.

»Was ist denn das? Eine Abschussrampe?«

»Leider nicht so spektakulär und irgendwie auch ein bisschen aus der landwirtschaftlichen Abteilung Fron und Leid. Das Ding ist ein Anhänger. Da sind an den Seiten knapp über dem Boden zwei Plattformen angeschraubt. Sehen aus wie Tragflächen. Da legen sich dann unsere Gäste aus Osteuropa drauf und pflücken die Gurken mit der Hand. Die werfen sie aufs Förderband und dann geht es ab ins Innere des Gurkenfliegers.«

»Was es nicht alles gibt!«

»Und was man nicht alles versichern kann.«

Henrys Rhabarbertorte, kaum angerührt.

»Unsere Gesellschaft bietet das zwar nicht an, aber Sie könnten sich gegen Entführungen durch Außerirdische versichern. Da rate ich aber ab. Da müssen Sie im Schadensfall erst mal einen Gutachter finden, der bestätigt, dass Sie auf dem Seziertisch von E.T.s Onkel gelegen haben.«

»Tja, ja, und wer weiß, was Onkelchen mit mir gemacht hat.«

Greta hatte den Kopf so sehr geschüttelt, dass ihre Locken, oder Wasserwellen, ins Wippen geraten waren.

»Manche Leute haben einfach zu viel Angst.«

»Stimmt. Angeblich haben sich drei schottische Nonnen für den Fall, dass sie von Gott schwanger werden, versichern lassen. Versicherungssumme 1,5 Millionen Pfund.«

»Das kann ich allerdings verstehen. So einen Fall soll es schon mal gegeben haben.«

»Man wundert sich, also ich inzwischen nicht mehr so, aber es ist wirklich erstaunlich, was es alles gibt. Wo das ganz alltägliche Unheil lauert. Wir ignorieren es gerne, aber es ist oft ganz nah. Manchmal auf dem Teller vor einem.«

Greta spielte Schrecken und zuckte zurück auf ihrem altrosafarben bezogenen Stuhl.

»Ist es etwa die Gabel?«

»Das wäre möglich. Aber wussten Sie, dass heute statistisch gesehen ungefähr zwei Menschen in Deutschland an einer verschluckten Fischgräte gestorben sein werden?«

»Dabei soll Fisch so gesund sein!«

»Und genau deshalb sind heute vielleicht sogar noch erheblich mehr Menschen einer Gräte zum Opfer gefallen, Freitag ist Fischtage.«

»Unter uns. Ich bin keine Fischesserin, ist nicht mein Ding. Hurra, ein Risiko weniger.«

Wollte Greta ihm etwas sagen zwischen den Zeilen? Mochte sie wirklich keinen Fisch? Henry hatte die Statistik auf seiner Seite, aber die nackten Zahlen waren das eine, das andere, das schwante ihm, dass die Botschaft dahinter eine düstere war: Der Tod lauert immer und überall. Sterben muss der Mensch, allein, er weiß nicht, wann, er weiß nicht wo. Dass man die Reise ins Jenseits auch nicht gegen Gebühr stornieren kann, das war kein